

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Waldenischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Ditto Grünwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 15. Oktober 1903.

(Nachdruck verboten.)

Zum Glück.

Roman von Margarete Böhme.

(Fortsetzung.)

Obgleich das Haus des reichen Industriellen Hedwig niemals eine Heimat gewesen war, verließ sie es seltsamerweise doch mit schwerem Herzen. Wie ein dumpfer Alp lastete ihr eine benennende Ahnung, daß ihr in der neuen Stellung noch bitterere Erfahrungen als ihre bisherigen blühen mochten, auf dem Herzen. Eigentlich ganz unmotivierterweise, wie sie sich selber beruhigte, denn im allgemeinen war das glänzend bezahlte Engagement als Pflegerin einer kranken Dame, das überdies eine Art Vertrauensstellung repräsentierte, ein durchaus günstiges; dennoch wurde sie das bange Gefühl nicht los.

Nachdem sie sich ein wenig in dem ihr von der Kammerfrau angewiesenen Zimmer restauriert hatte, ließ sie sich Mrs. Brouwer melden.

Die Dame empfing sie freundlich. Nach der Begrüßung läßt sie die Portiere der Verbindungstür und forderte Hedwig auf, in das anstoßende Zimmer zu treten.

„Siehe da, Edith, Deine Gesellschafterin, Fräulein Hedwig Viekanp,“ sagte sie, in dem gedämpften rücksichtsvollen Ton, den gesunde Personen Kranken gegenüber unwillkürlich anzuschlagen pflegen. „Bitte, Fräulein, hierher! Meine Tochter, Mrs. Edith Stonefield.“

Die dunklen Vorhänge und Lambrequins, sowie die herabgelassenen Stores schufen eine traumhafte Dämmerung in dem kleinen Salon, in dessen Mitte Mrs. Stonefield auf einer Chaiselongue ruhte.

Sie war noch eine junge Frau — in Hedwigs Alter — und wenn die krankhafte, geisterhafte Blässe ihres schmalen, von wirrem, rotem Haar umgebenen Gesichts diesem nicht etwas beinahe Unheimliches gegeben hätte, wäre sie eine auffallende Schönheit gewesen. Etwas unbeschreiblich Müdes, Mattes, Schläfriges, Mutloses lag in der ganzen schlaff und regungslos ausgestreckten Gestalt. Desto frappierender erschien der fast unnatürliche Glanz der hellblauen, feuchtschimmernden Augen, die unter den langen, dunklen Wimpern zum Vorschein kamen. Auf Hedwig wirkte die eigenartige Erscheinung der in ein loses, weites, faltenreiches Gewand von indischer Seide gehüllten Dame wie ein schönes, ergreifendes Bild; mechanisch trat sie näher.

„Willkommen, Fräulein! Ich hoffe, wir werden gut miteinander zurecht kommen; allerdings werden Sie viel Last mit mir haben,“ sagte Mrs. Stonefield, dem jungen Mädchen die schmale, durchsichtige Hand entgegenstreckend. Sie sprach wie ihre

Mutter das Deutsche sehr rein, nur ein weicher, fremder Akzent verriet die Ausländerin.

„Sie halten mich alle für sehr krank“, fuhr sie fort, als Mrs. Brouwer sich entfernt hatte, „in Wirklichkeit bin ich aber gar nicht krank, wirklich gar nicht. Bitte, sprechen Sie zu mir, wie Sie zu anderen sprechen. Dieses ewige Geflüster macht mich nervös, überhaupt bringen mich die vielen Rücksichten noch um. Ich bin nur müde, körperlich etwas angegriffen . . . Ich bedarf vieler Ruhe, aber sonst fehlt mir nichts. Ich bin wirklich froh, daß Mama bald abreist. Es ist so lästig, immer wie eine Sterbende behandelt zu werden.“

Hedwig wußte nicht gleich, was sie darauf erwidern sollte. Die junge Frau machte in der Tat trotz ihrer auffallenden Blässe nicht den Eindruck einer Kranken, aber Mrs. Brouwer hatte auch betont, daß der Schwerpunkt im Leiden ihrer Tochter eben in deren großer Nervosität zu suchen sei.

„Ihre Frau Mama wünscht gewiß nichts sehnlicher, als Sie bald wieder kräftig und ganz gesund zu sehen, gnädige Frau“, erwiderte Hedwig verlegen.

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich gesund bin“, rief die junge Frau mit einem Anflug von Ungeduld. „Mamas Sorge ist übertrieben — — — lächerlich. Übrigens hat sie mir noch gar nichts von Ihnen erzählt. Wo waren Sie zuletzt? Kommen Sie direkt aus Ihrem Elternhause?“

Hedwig ließ sich neben der Chaiselongue auf einem Sessel nieder und beantwortete die an sie gerichteten Fragen. Sie bemerkte, daß Mrs. Ediths Augen mit einem forschenden, fragenden Ausdruck an ihrem Gesicht hingen, und daß ihre Mitteilungen offenbar das Interesse der jungen Engländerin erregten. Als sie geendet, nickte die junge Frau befriedigt. „Sie Ärmste! Heimatlos und verlassen! Wie traurig ist das“, sagte sie, und ihre Stimme hatte plötzlich einen warmen, innigen, zu Herzen gehenden Klang, der Hedwig wunderbar bewegte. — Im Handumdrehen nahm das Interesse, welches das schöne, bleiche Geschöpf ihr auf den ersten Blick einflößte, die Form wärmster Zuneigung an.

„Ich glaube, wir werden einander gut verstehen“, setzte Frau Edith Stonefield hinzu, „wer selbst gelitten hat, versteht es, wie andere leiden. Doch nun will ich Sie nicht länger aufhalten, Sie werden Ihre Sachen auspacken wollen . . . Nichten Sie sich überhaupt alles so ein, wie es Ihnen beliebt.“ —

Hedwigs neue Stellung war ganz anderer Art als wie diejenigen, welche sie bisher inne gehabt hatte, so daß sie sich anfangs kaum in die veränderten Verhältnisse hineinfinden konnte. In einem Punkte hatten ihre früheren Stellungen einander auf ein Haar geglichen: in allen war ihre volle Tageszeit von der Herrschaft in Anspruch genommen worden; kaum daß sie in den späten

Abendstunden sich selbst gehören durfte. Hier in Mrs. Stonefields Dienst dagegen war sie sich fast den ganzen Tag allein überlassen. Mrs. Edith Stonefield verschief den halben Tag, und wenn sie wach war, ertrug sie doch nur für kurze Augenblicke die Nähe der Gesellschafterin. Als Hedwig einmal zu Mrs. Brouwer ihre Befürchtung ausdrückte, ihre Gesellschaft möchte Frau Edith unsympathisch sein, beruhigte diese sie mit der Versicherung, daß der Gang zum Alleinsein ein besonderes Symptom von ihrer Tochter Krankheit sei.

Hedwig speiste mit den Damen an einem Tisch und wurde von ihnen überhaupt ganz als gleichberechtigt behandelt. Sie hatte ihr eigenes Zimmer und niemand machte ihr Vorschriften. Die Stunden, welche sie sich Frau Edith widmen mußte, ausgenommen, konnte sie über ihre Zeit frei verfügen. Das alles war ihr nach den Jahren steter Abhängigkeit von anderer Leute Willkür und Launen neu und nutete sie beinahe fremd an. Es war ein ganz eigenes Gefühl, stundenlang mit einem Buch oder einer Handarbeit auf dem Balkon oder im Garten sitzen oder im Park spazieren zu können, ohne durch die Befehle der Herrin oder die Rücksichtslosigkeiten und Unarten der Kleinen Plagegeister jede Minute aufgeschreckt und um den Genuß eines ruhigen Augenblicks gebracht zu werden. In der freieren Atmosphäre, die sie hier umwehte, begann ihr unter der demütigenden Behandlung getretenes und geknicktes Selbstgefühl allmählig wieder zu erstarren; sie besann sich wieder auf sich selbst, die künstlich unterdrückte Jugendlust regte sich wieder; ihre Augen blickten wieder klarer, glänzender als vordem in die Welt; die Lust am Leben, die in den verfloffenen Jahren oft brach gelegen, war mit einem Male wieder da . . . Welt und Leben waren doch schön, trotz aller Mängel — — trotz allen Leides. — —

Die Vermutstropfen der Sorgen versanken in der überwiegenden Süßigkeit, die die Schöpfung der für ihre Schönheit empfänglichen Seele bietet . . .

Etwas drei Wochen nach Hedwigs Antritt erhielt Mrs. Brouwer eine Depesche aus London, die sie schleunigst heimrief. Ihr Mann hatte einen schlagähnlichen Anfall gehabt und sein Zustand erforderte dringend ihre sofortige Heimkehr.

Wenige Stunden, nachdem sie die Depesche bekommen, reiste sie in Begleitung ihrer Kammerfrau ab. Noch im letzten Augenblick legte sie Hedwig dringend die Sorge für Frau Edith ans Herz; der Abschied von Mutter und Tochter fiel dagegen in Hedwigs Gegenwart merkwürdig kühl und flüchtig aus.

„Adieu, Edith. Soll ich Vater grüßen?“

„Selbverständlich. Und ich wünsche ihm baldige Besserung.“

„Und William — hast Du mir etwas an ihn aufzutragen?“

„Nicht, daß ich wüßte . . .“

„Also nur Grüße . . .“

„Wie Du willst.“

„Adieu, Kind. Werde gesund . . .“

„Reise gut, Mama . . .“

VI.

Auch wenn Hedwigs persönliche Teilnahme an der ihr anvertrauten Kranken nicht so groß gewesen wäre, würde sie ihre Pflichten gewissenhaft bis aufs i-Tüpfelchen erfüllt haben, tatsächlich aber fühlte sie sich zu der schönen, leidenden, jungen Frau von Tag zu Tag mehr hingezogen. Denn leidend war Frau Edith, obgleich sie wieder und wieder versicherte, daß sie nicht krank sei; mochte dies Leiden nun körperlicher oder seelischer Natur sein.

Hedwig neigte dazu, das letztere anzunehmen. Nach ihrer Ansicht hatte die junge Frau irgend einen geheimen Kummer, der an ihr zehrte. Sie mußte irgend etwas Trauriges erlebt oder eine bittere Erfahrung gemacht haben, irgend ein Gram bedrückte ihre Seele und legte einen bleiernen Ring um ihre inneren Regungen, so daß ihre Empfindungen in einer müden Apathie, einem

gleichgiltigen Sichgehenlassen untergingen. Sie sprach nie über ihre Familienverhältnisse, ihren Gatten erwähnte sie niemals; aus manchen Anzeichen entnahm Hedwig, daß die Ehe der jungen Frau keine glückliche sein konnte.

So verschlossen Frau Edith in bezug auf ihre eigenen An gelegenheiten war, so lebhaft interessierte sie sich für Hedwigs Vergangenheit. Von Mrs. Brouwers Abreise an hatte sich zwischen beiden ein freundschaftlich vertrauliches Verhältnis herangebildet, Ediths fanatische Liebe zur Einsamkeit hatte sich gänzlich verloren, nur ungern entbehrte sie Hedwigs Gesellschaft für kurze Zeit. Der anregende Gedankenaustausch mit dem gleichaltrigen, liebenswürdigen Mädchen wirkte sichtlich belebend auf ihre schlaffen Nerven.

Die beiden machten jetzt öfters Spaziergänge im Park oder größere Spazierfahrten in die Umgebung Nauheims; zuweilen, wenn auch seltener besuchten sie auch zusammen die Nachmittagskonzerte auf der Terrasse.

An einem schönen Abend Ende August äußerte Edith den Wunsch, noch ein wenig in den Park zu gehen, dessen Alleen und Rasenplätze sich dem Hotel gegenüber ausdehnten. Hedwig stimmte bereitwilligst zu. Arm in Arm wanderten beide durch die stillen Anlagen. Die Luft war warm und weich und von hochsommerlichen Blumendüften durchzogen. Aus dem abendlichen Wolkengrün des Himmels blickte der Vollmond und streute tausend Silberfitter und weiße Lichtblüten über das dunkle Laub der Alleen und den schattenbedeckten Boden.

Das Gespräch der beiden Damen war durch eine Wendung auf zurückgegangene Verlobungen und unglückliche Ehen, kurz auf die vielen Enttäuschungen, welche einem jungen, hoffnungsfroh ins Leben schauenden Mädchen oft zu teil werden, gekommen.

Ohne daß Hedwig es eigentlich beabsichtigte, entschlüpfte ihr eine Äußerung über die Enttäuschung, die sie vor Jahren selber erlitten hatte. Edith forschte wieder, und da Hedwig wußte, daß die junge Frau sich nicht eher zufrieden gab, bis ihre Neugierde befriedigt war, erzählte sie ihr in kurzen Worten die einfache Geschichte ihrer Verlobung und deren Auflösung.

„Abscheulich“, sagte Edith, als Hedwig geendet, heftig, „es ist doch klar, daß es dem Elenden nur um Ihr Vermögen zu tun war. Ich kann mir denken, wie Sie ihn hassten.“

Hedwig schüttelte den Kopf. „Ich hasse ihn nicht. Ich glaube vielmehr, daß es eine weise und gütige Vorkehrung war, die uns vor einem großen Irrtum bewahrte. Zuerst war der Bruch mir schrecklich, aber später habe ich mich bisweilen gefragt, ob ich mich nicht auch selber in meinen Gefühlen getäuscht hatte. Ich habe, als der erste rasende Schmerz vorüber war, eigentlich mehr den Verlust des Freundes, als den des Verlobten betrauert . . . Und dann — — ich habe in den vielen Familien, in die ich nachher kam, in so manche unglückliche und glücklose Ehe geblickt, und mir immer gesagt, daß eine aufgelöste Verlobung immer noch ein winziges Ungemach gegen die Tragik einer Ehe ist . . .“

„Sie haben recht“, sagte Edith gedankenvoll. Schrecklicheres gibt es nicht, als zu spät zu erkennen, daß man um seines Geldes willen geheiratet wurde. Wenn Ihnen das nun passiert wäre . . . Wenn Sie den Mann, den Sie liebten, erst in Ihrer Ehe als einen elenden Spekulant und Mitgiftjäger erkannt hätten, was hätten Sie in diesem Falle getan?“

„Dann hätte ich mich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln bemüht, dennoch das Herz meines Gatten zu gewinnen“, erwiderte Hedwig ernst.

Edith zuckte die Achseln und schwieg.

Die Unterhaltung verstummte. Jede hing ihren eigenen Gedanken nach. In Hedwig hatte die Erinnerung der Vergangenheit wieder alle Ereignisse derselben lebendig gemacht. Die

Zeit hatte allen Wunden, die das Schicksal ihr geschlagen, Heilung und Linderung gebracht. Am schmerzlichsten war ihr der Umstand, daß Willi seit jenem Abschiedsbriefe nie nach ihr gefragt hatte. Ob er ahnte, wie schwer die Enttäuschung sie damals getroffen hatte? Ob er die ehemalige Gespielin und Jugendfreundin, der er indirekt seine Lebensstellung, seinen ganzen Werdegang verdankte, wirklich ganz vergessen hatte? Alle diese Fragen beschäftigten Hedwig, während sie stumm neben der schweigenden Frau hersah.

Zu Hause angelangt, fand Edith zwei Briefe aus London vor. Sie hatte den ersten kaum erbrochen und die eine Seite gelesen, als sie jäh erblaffend das Blatt fallen ließ und mit einem tiefen Seufzer in den Sessel zurück sank. Auf Hedwigs besorgte Fragen antwortete sie nur mit einem Kopfschütteln. Nach einer Weile erhob sie sich, las den Brief im Stehen zu Ende und verschloß ihn dann in eine Kassetten.

Auf Ediths Wunsch schlief Hedwig, seit Mrs. Brouwer fort war, mit ihr in einem Zimmer. Hedwig lag in dieser Nacht lange wach, bevor sie einschlief, und so entging ihr nicht, wie sich die junge Frau unruhig im Bette hin und her warf, wie fieberhaft ihre Atemzüge flogen und daß von Zeit zu Zeit ein seltsam schwirrender Ton wie ein anhaltendes Schluchzen aus den Kissen des anderen Bettes emporstieg.

„Sind Sie krank, Edith“, fragte sie einmal leise hinüber — auf den besonderen Wunsch der jungen Frau nannten sie einander beim Vornamen — „darf ich Ihnen etwas reichen?“

Als keine Antwort erfolgte, schwieg sie. Aber eine lange Weile später rief Edith ihren Namen.

„Hedwig, schlafen Sie?“

„Nein, Editha.“

„Wir wollen abreisen. Ich mag hier nicht mehr sein, und die Bäder bekommen mir nicht. Morgen wollen wir packen —“

„Und wohin denn?“

„Das weiß ich selber noch nicht . . . Irgendwohin . . . hinein ins Blaue . . .“

Zeitiger als sonst war Edith am nächsten Morgen wach und gegen ihre Gewohnheit — sie pflegte ihr erstes Frühstück im Bett einzunehmen — verlangte sie, mit Hedwig zusammen auf dem Balkon zu frühstücken.

Hedwig hatte angenommen, daß Ediths in der Nacht geäußerte Reisegedanken nur einer flüchtigen Laune entsprungen waren, und sie am Morgen dieselben wieder vergessen haben würde. Zu ihrem Erstaunen entwickelte die junge Frau aber bereits bestimmte Reisepläne. Schon am anderen Tage wollte sie fort, zuerst nach Thüringen, später über Dresden nach Böhmen und dann nach dem Salzkammergut und der Schweiz.

Hedwig äußerte natürlich mit keiner Silbe ihre Verwunderung, sondern stimmte allen Vorschlägen ihrer jungen Herrin bedingungslos zu. Als diese bald danach zum Baden ging, machte sie sich daran, die vielen Sachen und Toiletten für die Verpackung zu ordnen und zurechtzulegen.

Nach dem Baden schlief Edith mehrere Stunden. Hedwig packte währenddessen. Der Salon glück momentan einem Trödelladen, alle Tische, Stühle und Sessel waren mit Kleidern und sonstigen Garderobenstücken belegt, die Hedwig der Reihe nach in zwei großen, offenen Kofferplattenkoffern unterbrachte.

In ihrer eifrigen Beschäftigung hatte sie es überhört, daß wiederholt an die Tür geklopft wurde. Erst als diese aufging und jemand eintrat, blickte sie überrascht auf.

Ein Herr in Reiselleidern stand auf der Schwelle. Er wandte Hedwig mit einer Seitenwendung das Gesicht zu und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, verstummte aber jäh und verharrte sekundenlang in fassungslosem Erstaunen. Auch Hedwig vermochte vor Schreck und Bestürzung momentan keine Silbe zu

sprechen. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, aber die sichtliche Verwirrung des Mannes überzeugte sie, daß sie sich nicht irrte . . .

„Hedwig! Alle Götter! Welche Überraschung, Sie hier wiederzufinden!“ rief Willi Bertholz, sich gewaltsam zusammennehmend . . . „Verzeihen Sie mir, daß ich hier so sans facon hereinplage. Der Dummkopf von Kellner hat mir ohne Zweifel eine verkehrte Zimmernummer angegeben. . . Doch gleichviel, ich danke dem Zufall, der mich zu Ihnen führte. Wenn Sie wüßten, wie oft ich in den verfloffenen Jahren an Sie gedacht habe und wie sehnlich ich eine Begegnung mit Ihnen herbeiwünschte, werden Sie meine Überraschung, daß sich meine Wünsche so plötzlich erfüllen, begreifen. Liebe, liebe Hedwig, sagen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen.“

Mit ein paar raschen Schritten war er auf sie zugetreten und ergriff ihre beiden Hände; seine Stimme zitterte vor Bewegung und Rührung. Hedwig war im Augenblick nicht imstande, auch nur einen Laut hervorzubringen, so sehr bewegte sie die Möglichkeit dieses Wiedersehens gerade in dem Moment, wo sie lebhaft desjenigen, der vor ihr stand, gedacht hatte.

„Ich freue mich auch, Sie wiederzusehen“, sagte sie nach einer Weile mit mühsam erkämpfter Fassung.

„Ich habe gar nichts wieder von Ihnen gehört. Meine Mutter wußte nicht, wo Sie waren. Es ist Ihnen gut ergangen inzwischen? Sie sind hier nicht allein? Sie sind verheiratet?“

„Nein, Herr Bertholz. Ich bin hier als Gesellschafterin einer englischen Dame. Wenn Sie Mrs. Stonefield zu sprechen wünschen, hat der Kellner Sie richtig geführt . . .“

Sie brach unwillkürlich ab, als sie den verstörten, entsetzten Ausdruck seines Gesichts wahrnahm.

„Welche seltsame unbegreifliche Zügung“, murmelte er, „meine Schwiegermutter sagte mir, daß sie eine deutsche Dame für Edith engagiert habe. Aber ich konnte unmöglich ahnen, Sie als die Gesellschafterin meiner Frau hier zu finden, Hedwig.“

„Ihrer Frau?“ wiederholte Hedwig kopfschüttelnd.

„Ja, ja. Sie begreifen natürlich den Zusammenhang nicht, weil meine Frau nicht meinen Namen zu führen beliebt. Sie Arme! ich kann mir vorstellen, was Sie von dieser Frau zu leiden haben.“

„Ich verstehe Sie immer noch nicht“, sagte Hedwig kalt. „Mrs. Edith Stonefield?“

„Sist meine Gattin. Leider — — wenn ich an Ihnen jündigte, so bin ich durch diese Heirat tausendmal gestraft; es ist ein Jammer, ein Unglück ohne Maßen um eine solche Ehe . . . Sie hat niemals meinen Namen erwähnt?“

„Niemals . . . Sie fähen mich sonst nicht so überrascht.“

Willi Bertholz warf sich aufstöhnend in einen Sessel. Die rechte Hand vor die Augen pressend, erzählte er ihr in kurzen, abgerissenen Sätzen die Geschichte seiner Heirat.

Edith war die Tochter eines reichen Londoner Bankiers. Auf dem Ball eines Londoner Geldfürsten hatte er sie zuerst kennen gelernt, später war er auch öfters zu den Brouwers eingeladen, und da Ediths große Schönheit nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, und sie ihn überdies durch deutliche Beweise ihrer Gunst auszeichnete, näherte er sich ihr, und schon nach wenigen Wochen kam die Verlobung zu stande.

„Sie erinnerte mich an Sie, Hedwig . . . Die goldrote Haarfarbe und der feine Schnitt des Profils — überhaupt im allgemeinen fand ich manche Ähnlichkeit mit Ihnen heraus. — Ich war wirklich verliebt in Edith, aber — großer Gott! — die Ehe brachte mir nichts, als eine Kette von Enttäuschungen. Edith ist ein grenzenlos verzogenes, launenhaftes, nervöses, ewig kränkliches Geschöpf; von Kind an gewöhnt, ihre Umgebung mit

ihren Launen zu beherrschen, versuchte sie auch mich zu tyrannisieren; als ich mir das nicht gefallen ließ, war das Unglück fertig. Seitdem verbittert sie mir das Leben durch ihre Eifersucht, ihr Mißtrauen, durch ihr unerträgliches Temperament — ich — nun — ich kann Ihnen sagen, daß die Quälereien dieser Frau mich zeitweilig ganz lebensüberdrüssig gemacht haben, und ich es fast wie eine Erlösung empfand, als ihr überhand nehmendes Nervenleiden sie zu einer zeitweiligen Rückkehr in ihr Elternhaus zwang, und die Mutter bald danach mit ihr auf Reisen ging. Seit anderthalb Jahren habe ich meine Frau nicht gesehen. Wann sie zurückkehren will, mag der Himmel wissen. Was mich anbelangt, so muß ich gestehen, daß die Erinnerung an dies trostlose Jahr unseres ersten Zusammenlebens noch zu lebendig in mir ist, als daß ich persönlich viel Sehnsucht nach ihr empfinde; aber wenn unsere Ehe überhaupt nicht fortbestehen soll, muß — wenigstens nach außen hin — eine Änderung eintreten. Ediths fluchtähnliche Weisheit hat ohnehin zu allerlei wenig schmeichelhaften Deutungen und Matjhereien Anlaß gegeben; ich werde täglich mit Fragen bestürmt, wie es meiner Frau geht, wann sie zurück kommt usw., ohne daß ich Antwort darauf geben kann, weil sie es nicht der Mühe wert hält, mich über ihr Befinden und ihre Intentionen zu informieren. Wenn ihre Mutter mich nicht etwas auf dem Laufenden gehalten hätte, wüßte ich nicht einmal, wo sie sich überhaupt aufhält. Bezeichnend für unser Verhältnis ist es, daß sie nicht einmal meinen Namen führt. Stonefield ist der Mädchenname ihrer Mutter. Ein Onkel von ihr, Bruder von Mrs. Brouwer, ein Hagestolz mit dem englischen Nagel im Gehirn, setzte Edith zu seiner Universalerbin ein unter der Bedingung, daß sie seinen Namen, also den ihrer mütterlichen Familie, dem ihren anhängen. Da es sich um ca. eine Million Mark nach deutschem Gelde handelte, ging sie natürlich gerne die Bedingung ein. Als ich sie heiratete, hieß sie Miß Edith Brouwer-Stonefield; jetzt würde sie sich Mrs. Bertholtz-Stonefield nennen, wenn sie es nicht vorzöge, den Namen ihres Gatten ganz zu streichen. Das ist mein kurzer, wenig erbaulicher Eheroman. Ich denke, Sie werden die Charaktereigenschaften meiner Frau bereits hinreichend kennen, um mich zu verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich totunglücklich an ihrer Seite bin. . . .“

Hedwig hatte sich während seiner in halbblauem Flüsterton gegebenen Mitteilungen allmählich wiedergefunden. Mit vollständig objektivem Interesse betrachtete sie den Mann vor sich, diesen Mann, den sie einst mit allen Fasern ihres Herzens geliebt hatte, und der ihr jetzt als der Gatte einer anderen Frau gegenübertrat.

Sie hatte sich in den verflossenen Jahren oft vergegenwärtigt, daß sie Willi einmal an der Seite einer anderen wieder begegnen würde, und jedesmal hatte ihr die Vorstellung ein brennendes Wehgefühl verursacht. Zu ihrer Erleichterung spürte sie in diesem Augenblick durchaus keine schmerzlichen Empfindungen. Deutlicher wie je zuvor ward ihr bewußt, daß ihre Liebe zu dem Gespielen ihrer Kindheit erloschen war, und dies Bewußtsein machte ihr das Herz leicht und die Augen klar; sie begriff es plötzlich kaum, daß sie den Mann überhaupt einst geliebt hatte. Er schien ihr so fremd — selbst ihre Teilnahme für ihn war nur um ein wenig intensiver, als für einen wildfremden Menschen, der ihr zufällig seine Schicksale erzählt hätte. Furchtbar verändert schien er ihr überdies; kein Zug an diesem eleganten Herrn mit den weltmännisch sicheren Mienen, dem blaffen, nervösen Gesicht den brennenden, unruhig flackernden Augen und den vereinzelten Silberfäden in dem schon stark gelichteten Haupthaar erinnerte an den frischen, kraftstrotzenden Willi von ehemals. Auch die Art und Weise, wie er von seiner Frau sprach, berührte sie peinlich. . . .“

„Ich habe an Mrs. Stonefield nur liebenswürdige Charaktereigenschaften beobachtet,“ sagte sie zurückhaltend. „Allerdings ist Ihre Gemahlin leidend und mit den gelegentlich hervortretenden Symptomen ihres Übels muß man natürlich rechnen. Sie wird übrigens jetzt erwacht sein . . . ich werde sie von Ihrer Anwesenheit unterrichten — —“

Bertholtz sprang auf. „Nein, nein,“ bat er dringend, „lassen Sie mich hineingehen . . . Und noch eine große Bitte, Fräulein Biekamp, sagen Sie meiner Frau nichts von — hm nun, daß wir uns von früher her kennen. Ich weiß, wie Edith ist . . . Ihre Eifersucht und ihr abscheuliches Mißtrauen würden sofort rege werden und uns allen das Leben vergällen. So hat sie es mit mir schon unzählige Male gemacht, und genau so würde sie es jetzt wieder machen. Nehmen Sie mir meine Bitte nicht übel — — ich weiß, es klingt sonderbar, und im Grunde ist es ja traurig, daß ich mich zu einem solchen merkwürdigen Anfinnen bequemen muß — aber nicht wahr, Sie erfüllen mir meine Bitte und verraten nichts —“

Hedwig zuckte die Achseln. „Wenn Sie es durchaus wünschen,“ sagte sie zögernd, „aber offen gestanden, begreife ich nicht, weshalb sie eine so harmlose Tatsache wie die, daß wir Gespielen in der Kinderzeit waren, verheimlichen möchten. Fast scheint es mir, als würden Sie Ihre Gattin, die ich wahrhaftig nicht als eine kleinliche Natur kenne, verkennen — —“

„Das muß ich besser wissen,“ unterbrach er sie nervös, „also ich darf mich darauf verlassen, daß Sie schweigen — — ich danke Ihnen — — Bis nachher — —“

Und ehe Hedwig antworten konnte, hatte er die Tür geöffnet und sie eben so rasch wieder hinter sich zugezogen.

VII.

Auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Gatten, der in diesem Fall mehr einem Befehle gleich, mußte Edith ihre Abreisepäne vorläufig fallen lassen. Das Wiedersehen der beiden Gatten hatte im ersten Augenblick eine erregte Szene heraufbeschworen; bis in Hedwigs Zimmerchen, wohin diese sich geflüchtet, drangen die lauten Stimmen — besonders Frau Ediths bis zur schrillen Höhe aufsteigender Diskant.

Auch ein wenig scharf beobachtendes Auge vermochte im flüchtigen Verkehr mit dem Paare zu erkennen, daß diese Ehe tatsächlich eine todunglückliche war. Auf wessen Seite die Schuld lag, konnte Hedwig nicht unterscheiden. Daß die einzige Ursache zu dem Unglück nur in Ediths Launen oder gar in ihren Charaktereigenschaften zu suchen sei, glaubte sie Willi nicht. Offenbar waren hier zwei Menschen zusammengekommen, die in ihren beiderseitigen Anschauungen, überhaupt in ihrem ganzen Wesen grundverschieden waren, zwei Akkorde, die zusammen ausklingend eine Disharmonie ergeben. Was Edith an ihrem Gatten auszusetzen hatte, konnte Hedwig nicht ergründen; sie hatte ihn doch aus freien Stücken, unbeeinflusst von ihren Eltern, gewählt, und wie Willi selbst zugegeben, hatte sie ihn damals doch sehr geliebt. Fast bedauerte Hedwig es, daß Edith ihr in dieser Hinsicht kein Vertrauen schenkte und sich nie über diesen Punkt zu ihr aussprach. Sie hätte so gern im versöhnenden Sinne zu vermitteln gesucht. Tief in dem Grunde ihres Herzens lebten die alten schweizerlichen Gefühle für den Jugendfreund wieder auf; immer mächtiger wurde der Wunsch in ihr, die beiden Menschen, die sich doch nun einmal fürs Leben gehörten, zu versöhnen, eine glückliche Wendung des tatsächlich für beide Teile unerträglichem Verhältnisses herbeizuführen. Wie sie dies anstellen sollte, war ihr freilich vorderhand selbst ein Rätsel.

Seltam genug hatte sie Willis Wunsch, Edith gegenüber ihre früheren Beziehungen abzuleugnen, angemutet. Ihrer schlichten, geraden Natur war dieses Komödientenspiel, dieses Vertuschen und Verheimlichen in der Seele zuwider; sie schämte sich,

Willi ihr Wort gegeben zu haben, nannte sich selbst eine Heuchlerin und bezichtigte ihr Verhalten Edith gegenüber vor sich selber als falsch und unwahr. Überhaupt gefiel ihr manches an Willi nicht. Das Gefühl der ersten Stunde ihres Wiedersehens — daß er ihr fremd geworden, blieb vorherrschend in ihren Empfindungen; aber merkwürdig, wie es sie im ersten Moment erleichterte, jetzt bedrückte es sie fast. Ein seltsam flackerndes Licht in seinen Augen, wenn sein Blick auf ihr ruhte, verursachte ihr das unbestimmte Empfinden, daß sie vor ihm auf der Hut sein müsse. Sie begann sich vor ihm zu fürchten, ihm auszuweichen, das Alleinsein mit ihm zu meiden.

„Ende nächster Woche reisen wir heim,“ erklärte Vertholz eines Tages bei Tisch — sie ließen sich stets das Essen separat servieren.

Edith wurde freideweiß.

„Ich will noch nicht heim,“ fuhr sie auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Geständnis.

Skizze von Mathilde Tipp.

Zu Häupten des klaren Gebirgssees, dessen südliche Ufer schroffe Berge im Neuschnee begrenzen, grüht eine fest an den Felsen hingezauberte Villa freundlich ins Tal, wo vielfältig die Herbstzeitlose blüht und auf den Stoppelmiesen friedlich weidende Kühe die kleinen grünen Nasen unter unaufhörlichem Gelächter gewissenhaft abgrafen.

Vor ihrem großen Scheiden hat die Natur ihr buntestes Kleid angelegt, malerisch abwechselungsreich tönen sich die Farben des Hochwaldes ab, scharf und klar sind Zacken, Schroffen, Grate, Alm- und Unterkunfthütten erkennbar. Bevor der Tag zu Rüste geht, überstrahlt er noch einmal alles mit flüchtigem Rot. Es wäre ein warmes Bild, bliese der Prophet eines frühen Winters nicht gar so eifrig von der Schneeregion.

Auf der von grelleuchtenden Kapuzinern eingesäumten Veranda sitzt ein junges Paar in leisem Geplauder; die da drinnen lachen und Schach spielen, brauchen an die Anwesenheit der Verlobten nicht erinnern zu werden.

„Du bist heute so still, Melitta; nimmst Du so schweren Abschied von Deiner Mädchenzeit? Möchtest wieder frei sein und morgen nicht mein Weib werden, nein?“

Ein heißer Blick gab andere Antwort. Melitta rückte ganz nahe zu ihrem Verlobten und bettete ihren Kopf an seiner Brust. Er liebte das, und seine markige Hand strich zärtlich die blonden Strähnen aus Melittas Stirn. Dann nahm er sich einen endlosen Kuß von den schmalen, frischen Lippen.

Sie löste sich errötend aus seiner Umschlingung und faltete die Hände über den Knien.

„Mich drückt ein Geheimnis, Bernhard, das ich vor Dir habe.“

„Ei, wie interessant! Eine Beichte am Vorabend der Hochzeit“, scherzte er, nicht im mindesten beunruhigt und sah sie mit seinen klaren Augen lustig an. Aber sie blieb ernst.

„Es ist natürlich kein Verbrechen. Ihr Männer urteilt zuweilen so überraschend verschieden von uns. Ich möchte nicht, daß Du denkst, ich habe aus Angst vor Deiner Kritik einen Vorfall verschwiegen, der vielleicht einmal zur Sprache kommen könnte.“

Bernhard legte die Zigarre weg, zog die grüne Zoppe mit den Hirschhornknöpfen stramm, setzte sich in feierliche Pose und sagte in komisch-väterlichem Tone: „Nun erleichtere Dein Herz, mein Kind.“

„Als ich im Juli die Eltern an die Ostsee begleitete . . .“

„— wo ich Dich kennen lernte und Dir mein hartgesottenes Junggesellenherz mit in Deine blauen Berge gab“, fiel er ein und reichte ihr die Hand hin, die sie mit strahlendem Lächeln drückte. Seine Art tat ihr wohl und nahm ihr die Befangenheit.

„Erinnerst Du Dich des furchtbaren Sturmes kurz vor unserer Abreise?“

„Es war ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde, Melitta. Ein toller Weststurm, der Duzende von Booten kieloben an die Küste trieb mit verlorenem Großmast und zerfetzten Segeln. Wurfgeschosse trugen die Leine zum Brack, ohrenzerreißende Schüsse gaben die Notzeichen an, angezündete Leertonnen beschäftigten sie, am Rand erwartete man mit Aufregung die Lichtsignale an Bord.“

„Und die Todeschreie der Ertrinkenden, die Panik der Kurgäste . . .“

Sie hielt in nachträglichem Entsetzen die Hände ans Gesicht, und obwohl ihre Augen die blau in der Ferne verblässenden Bergzüge suchten, kehrten sie in der Erinnerung doch wieder zur See zurück.

„Und plötzlich schoß aus den tosenden Wellen ein Brack mit dem an den Mast gebundenen Kapitän.“

„Ja, es war grauig“, pflichtete er ihr bei und streichelte ihre Wangen.

„Du warst neben mir, Bernhard, als ich ihn zuerst sah. Trotz ausgestandener Todesangst beteiligte sich der Schiffbrüchige sofort an dem Rettungswerk und ungebrochen an Mut und Kraft war er der Tapfersten, der Tüchtigsten einer. Ich bewunderte des Fremden Selbstaufopferung als Schiffbrüchiger, Schiffbrüchige zu retten in solchem Maße —“

„— daß Du des Wassers nicht achtetest, das Dir in Strömen von Haar und Kleidern troff.“

„Auch das. Aber ich wollte sagen, ich staunte den Fremden wie einen Halbgott der Vorzeit an. Als ich diesen Hünen dann als Opfer seiner Tapferkeit gefällt sah, verwundet, zerquetscht, entstellt, fortgetragen in ein fremdes Haus, da schwur ich mir, meiner Begeisterung für seinen Mut keinen Zwang anzutun.“

„Das taten wir alle nicht, Melitta. Man trieb ordentlich einen Kultus damit, ihm Weihrauch zu streuen.“

Sie schürzte verächtlich die Lippen. „Ach, nur ein paar Tage lang, Liebster. Als die Zeitungen sich über den Vorfall erschöpft hatten und die Nachrichten über des Kapitäns Personalien nicht sonderlich interessant lauteten, da gingen die Wogen der Verherrlichung unter den Kurgästen ruhiger, und kein Mensch dachte mehr an den an fremder Küste Gestrandeten, der so elend, so einsam war . . .“

„Er hatte doch zuverlässige Pflege?“

„D ja. Ein in aller Eile gemietetes, bezahltes Wejen wechselte geschäftsmäßig-pünktlich seinen Verband, bettete ihn um, wortkarg, liebeleer. Klagte er, dann tröstete sie ihn damit, daß er doch noch lebe, während seine Gefährten ohne Tröstungen der Religion ertrunken seien . . . Wie seine Augen da matt wurden! Weißt Du, Bernhard, da erinnerte mich sein Blick an eine Episode. Der Förster unten im Tal hat einmal einen jungen angeschossenen Hirsch gefunden, ihn gesund gepflegt und ihm ein Stückchen Wiese mit hohem Drahtgitter umzäunt. Nun schritt das edle Tier stolz auf und ab. Wenn man ihn bedauerte, sagte die Försterin fast beleidigt: „D, der hat's schön! Seine Brüder sind längst totgeschossen und verspeißt — gelt, Subertl?“ Da sah der Hirsch sehnsüchtig nach den bewaldeten Schroffen, sein Reich, das er nie mehr durchstreifen wird . . . Der Kapitän hatte denselben Blick, wenn seine Pflegerin ihn tröstete, er wäre auch lieber in seinem Elemente ums Leben gekommen, als durch Leiden gefangen. Das tat mir weh, denn er war ein Held gewesen.“

„Nun? Da setzte dann wohl ein Samariterwerk von Dir ein, wie?“ fragte er, als sei das etwas ganz Selbstverständliches.

„Ja, Bernhard. So oft ich mich wegstehlen konnte, nahm ich den Weg am Dossenturm vorbei zu dem einsamen Waldhaus, brachte dem armen Trostbedürftigen, Lebenshungrigen, Gingeopferten Blumen, Früchte, Lektüre, Zerstreung jeder Art. Ich freute mich mit ihm, wenn an einem schmerzfreien Tage die Sonne glückwünschend durch sein schmales Fenster grüßte, hielt in herzlichem Zuspruch seine Hände, wenn die Wunden ihn schmerzten, sein Haupt, als die Todespein ihn quälte.“

„Du hast ihm also das Sterben erleichtert, und er hat Dich wohl dafür gesegnet . . . Übrigens, was war er eigentlich für ein Mensch?“

Die Ruhe, mit der Bernhard fragte und ihre immerhin ungewöhnliche Handlung aufnahm, schien ihr bei der ausschließlichen Leidenschaft, mit der er sie liebte, unheimlich. Aber sie erzählte tapfer weiter, nachdem es kein Zurück mehr gab.

„Er war ein Mann wie viele, nicht gut, nicht böse; eitel, ungeduldig, ungerecht, verbittert und dann wieder so einfach, so großzügig, feinsüßig, vornehm im Gedanken und so unendlich dankbar . . .“

„Eine Eigenschaft hast Du vergessen: er war reckenhaft schön, ich erinnere mich dessen ganz deutlich. Du hast ihn doch sicher angeschwärmt, Melitta, weshalb hättest Du ihm sonst so viel Zeit gewidmet, um seinetwillen so manche Nollüge gebraucht und zittern müssen, daß Dich jemand sähe?“

Ihre Augen flammten ihn an in heiligem Zorn.

„Du meinst, Bernhard, ich habe den unglücklichen Toten geliebt und nach einigen Wochen dann Dir mein verwaistes Herz geschenkt?“

„Weshalb tatest Du dann das alles für ihn?“ fragte er hartnäckig, aber ohne jede Empfindlichkeit.

„Aus reiner, barmherziger, idealer, christlicher Liebe, Bernhard. Da stand nicht Weib zu Mann, sondern Mensch gegen

Mensch. Und ich kann Dir sagen, nie in meinem Leben habe ich eine tiefere Befriedigung empfunden, als wenn bei einer Hilfeleistung, einer Erleichterung oder wortlosen Verständigung die Augen des armen Kranken in dankbarer Freude leuchtend, die Sprache erloschen. Mitleid durfte ich ihm nicht zeigen, das würde er nicht ertragen haben, aber für mein Mitgefühl war er in letzter Stunde noch von warmer Erkenntlichkeit."

Nun bog sich Bernhard vor, sah in ihr heißes Gesicht und fragte eindringlich:

"Dachtest Du denn nie daran, Melitta, daß Du bei diesem Deinem Samariterwerk das Kostbarste aufs Spiel setztest, was Du hattest, Deinen guten Ruf? Die Welt rührt an alles, die glaubt nicht an Selbstlosigkeit und an christliche Liebe, die sie nur in der Sonntagspredigt versteht."

"Doch. Aber ich hatte Glück. Niemand sah mich, niemand zweifelte an mir und weder meinen Eltern, noch Euch ändern fiel meine häufige Abwesenheit vom Strand, die ich mit allerlei Abhaltungen entschuldigte, auf."

"Du hattest ja wohl auch eine Freundin im Seebade, deren Mann Beamter am Platz war. Die wurde natürlich auch vorgeschützt."

Melitta lächelte verlegen.

"Wie gut Dein Gedächtnis ist . . . So kam ich immer los, wenn ich wollte, und nicht ein einziger Mal ist mir auf meinem Wege jemand begegnet. Wäre es aber der Fall gewesen, so würde mir mein reines Gewissen sicherlich die rechten Worte in den Mund gelegt haben. Gegen alle Welt hätte ich meine über jeden häßlichen Zweifel erhabene, heimliche Krankenpflege verteidigt, nur Dir, Bernhard, wollte ich sie verschweigen, bis ich mich eines besseren besann. Ich fürchtete so für mein Glück . . ."

Es war rührend zu sehen, wie sie angstvoll sein Urteil erwartete. Atemlos hielt sie den Blick auf ihn gerichtet, der einem durch die Allee von brennend roten Vogelbeerbäumen rollenden Wagen nachsah und ihr erst das Gesicht wieder zuwandte, als sie zu sprechen aufgehört hatte.

"Verzeihst Du mir?" Klang es nun mit leiser Bitte an sein Ohr.

Da nahm er die ganze geliebte Person von ihrem Stuhle und zog sie liebevoll auf seinen Schoß.

"Dir verzeihen? Das tat ich längst, Du süßes Schäfchen. Denn ich sah Dich ja tiefverschleiert in das stille Waldhaus schleichen und Dich ebenso heimlich, — mit einem Wort, ich hielt Wache, daß kein Unberufener Dir in den Weg geraten sollte. So ehrte ich Dein Geheimnis."

"Das tatest Du, Bernhard!"

"Ich wollte Deine impulsiven Handlung werktätiger Liebe, die so echt weiblich war, aus Liebe zu Dir unterstützen."

Nun zupfte sie ihn am lockigen Haar.

"Du hast's gewußt, Du Böser, und läßt mich unter Herzklopfen beichten?"

"Wirklich? Klopft es?"

Und er legte das Ohr horchend an ihre Brust.

"Du armes Lieb! Aber das sei eine Strafe dafür, daß Du jenem Fremden Stunden, Worte und Blicke gewidmet hast, die eigentlich mir hätten gehören sollen!"

"Und Du zweifelst nicht an mir?" fragte sie noch einmal.

"Ich möchte nicht, daß Du in Zukunft etwas unternimmest, wobei Du meiner Zustimmung nicht sicher bist. Aber," und damit deutete er nach den verschneiten Bergzacken, "ich glaube immer an Deine Unantastbarkeit wie an die dieser hohen Gipfel . . ."

"Wie soll ich Dich dafür noch mehr lieben, Bernhard?"

"Morgen ist unser Hochzeitsstag!" sagte er leise und küßte sie mit verhaltener Glut.

(Nachdruck verboten.)

Mus aller Welt.

F Drahtlose Feuermeldung. Es mag mit dem andauernd zunehmenden Gebrauch des elektrischen Stroms zusammenhängen, daß größere Brandkatastrophen jetzt nicht mehr so wie früher auf die Jahreszeit beschränkt sind, in der die künstliche Beleuchtung und die Heizung ihre stärkste Anwendung erreicht. Solche Ereignisse setzen neben vielen anderen Fragen auch die nach der Zweckmäßigkeit und Sinnlichkeit der jetzt in Anwendung befindlichen Feuermelder auf die Tagesordnung. Die bisherigen Verfahren zur Feuermeldung sind dreierlei: telephonische, telegraphische und selbsttätige. Die Telephonie hat den Vorteil, von jedermann benutzt werden zu können, aber sie gestattet keine

Kontrolle. Die Telegraphie kann nur von gelernten Telegraphisten ausgeübt werden. Die selbsttätigen Signale würden an sich die beste Gewähr für rechtzeitige Feuermeldung bieten, aber da man sie bisher auch nur durch Vermittlung von Drähten hat ins Werk setzen können, so wird ihr Wert beeinträchtigt, wie einige Feuersbrünste in Belgien bestätigt haben, bei denen die Drahtleitungen durch den Brand zerstört waren, ehe noch der selbsttätige Feuermelder seine Schuldigkeit tun konnte. Der Kommandant der Feuerwehr in Neapel war der erste, der die Anregung zur Anwendung der drahtlosen Telegraphie für eine selbsttätige Feuermeldung gab, und zwar wandte er sich an seinen Landsmann Guarini, der sich bereits durch viele erfolgreiche und originelle Versuche mit drahtloser Telegraphie einen Namen erworben hatte. Guarini scheint jetzt, wie seine vor einer Anzahl hervorragender Sachleute ausgeführten Experimente erwarten lassen, die wichtige und schwierige Aufgabe in einer auch für die Praxis wertvollen Art gelöst, und einen Apparat geschaffen zu haben, der zum mindesten vorläufig den zuverlässigsten Feueralarm vermitteln würde, der sich denken läßt. Die fraglichen Versuche sind in Brüssel zwischen zwei in erheblichem Abstand von einander befindlichen Flügeln eines Gebäudes mit vollem Erfolg ausgeführt worden. Der Apparat besteht in der Hauptsache aus folgenden Teilen: zunächst ist da ein Quecksilberthermometer, in dessen Röhre von außen her an bestimmten Stellen kleine Platindrähte eingelassen sind. Mindestens müssen solcher zwei vorhanden sein, nämlich einer unten in der Kugel des Thermometers, der andere in der Höhe des Temperaturgrades, der als kritischer Punkt mit Rücksicht auf den Ausbruch eines Brandes angenommen werden kann. Guarini hat ihn auf 53 Grad Celsius angelegt, eine Temperatur, die in der Tat in einem geschlossenen Raum schwerlich aus anderer Veranlassung als durch den Ausbruch eines Feuers herbeigeführt werden kann. Selbstverständlich steht dem nichts entgegen, unter besonderen Verhältnissen, beispielsweise in einer Fabrik, wo höhere Temperaturgrade infolge der Nähe von Maschinen und Kessel als normal gelten müssen, den kritischen Punkt bei dem zum Feuermelder gehörigen Thermometer höher zu legen. Wenn das Quecksilber infolge einer ungewöhnlichen Temperatursteigerung den fraglichen Punkt und damit die in die Röhre eingelassenen Platinspitzen erreicht, so wird ein elektrischer Stromkreis geschlossen, der einen Apparat zur Entsendung elektrischer Wellen in Tätigkeit setzt. Besonders sinnreich ist das von Guarini gewählte Mittel, den Apparat selbsttätig eine Depesche auszusenden zu lassen, die genau den bedrohten Ort angibt. Sobald das Thermometer den Strom in Tätigkeit setzt, wird nämlich ein metallnes Rad frei gegeben, das mit seinem Rand auf einer metallnen Schiene schleift. Der Rand des Rades trägt nun eine Reihe von teils schärferen, teils breiteren Zähnen, die den Strichen und Punkten der telegraphischen Zeichen entsprechen. Wenn sich das Rad nun, durch ein Uhrwerk bewegt, über die Schiene hinwegdreht, so treten in den Lücken selbstverständlich immer Unterbrechungen des Stroms ein und machen die von den Zähnen des Rades bewirkten Stromschlüsse je nach ihrer Dauer als Striche und Punkte kenntlich. Es entsteht demnach eine Folge von Strichen und Punkten, die nach dem Morsealphabet eine Depesche mit den nötigen Worten zur Bezeichnung des Ursprungsorts liefern. Übertragen wird das Telegramm durch einen nach den üblichen Grundsätzen zusammengestellten Sendeapparat für elektrische Wellen. Das Thermometer kann auch mit mehreren Kontakten übereinander versehen sein, damit der Fortschritt des Brandes durch eine Wiederholung der Meldungen kenntlich wird. Der Empfangsapparat ist mit drei Arten von Signalen versehen: erstens mit einem Morsetelegraphen, der selbsttätig die empfangenen Depeschen aufzeichnet; zweitens mit einem Lichtsignal, einer elektrischen Lampe, die beim Empfang des Telegramms aufleuchtet; drittens mit einem hörbaren Signal, einer elektrischen Glocke, die zur selben Zeit in Tätigkeit tritt. Außerdem hat Guarini noch ein viertes Signal vorgesehen, durch das der Wachhabende, falls er etwa eingeschlafen sein sollte, durch einen elektrischen Schlag geweckt wird. Der Apparat ist so wenig umfangreich, daß er sogar tragbar eingerichtet werden kann, auch sind zu seinem Betrieb starke elektrische Ströme nicht notwendig. Guarini schlägt vor, einen Empfangsapparat von geringer Wirksamkeit in nächster Nähe des Sendeapparats aufzustellen und dann an den verschiedenen Feuerwehrposten weitere, die das Telegramm selbsttätig wiederholen. Um die Apparate möglichst lange vor der Zerstörung durch einen Brand zu schützen, werden sie in Büchsen eingeschlossen und durch eine Umhüllung unverbrennbarer Stoffe geschützt. Gleichzeitig kann die Einrichtung vorgesehen werden, daß die Bewohner des betreffenden Hauses durch elektrische Glocken alarmiert werden. Ist dann die Hilfe der Feuerwehr nicht mehr nötig, so kann die selbsttätige Meldung unterbrochen werden; selbst wenn die Feuerwehr bereits unterwegs ist, könnte sie zur Umkehr veranlaßt werden,

wenn sie auf ihren Wagen einen Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie hätte, wie er von Marconi bereits auf den für Kriegszwecke bestimmten Kraftwagen angebracht worden ist. Die bei den Versuchen in Brüssel anwesenden Sachverständigen haben an dem Apparat von Guarini ein lebhaftes Interesse genommen. Einer der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie, Professor Tommasina, hat die Anwendung der neuen Erfindung zunächst für abseits gelegene Gebäude und Fabriken sowie für ausgedehnte Kolonialfarmen empfohlen. Es wird behauptet, daß die sonst bei der drahtlosen Telegraphie hervorgetretenen Mängel bei der Tätigkeit dieses Feuermelders keine Rolle spielen dürften, da die Übertragung immer nur auf kurze Entfernungen zu erfolgen hat. Deshalb wird es auch nicht nötig sein, für die Übermittlung der elektrischen Wellen Leitungsmaste von besonderer Höhe anzuwenden, die in geschlossenen Räumen schlecht unterzubringen wären. Auch Störungen durch atmosphärische Elektrizität wären nicht zu befürchten. Daß genau zur selben Minute oder Sekunde in derselben Stadtgegend zwei Brände ausbrechen, deren drahtlose Meldungen einander stören würden, ist wohl kaum anzunehmen. Guarini meint, daß sein Apparat genau dem entspricht, was bei dem letzten Kongreß für Feuerchutz in London verlangt worden ist. Nur auf eine wichtige Frage erhalten wir vorläufig keine Antwort: wird der Apparat auch so billig hergestellt werden können, daß er eine allseitige Verbreitung finden kann?

C. K. Die Macht des Willens. Man kann vielleicht keine stärkeren Zeugnisse für die erstaunliche Macht, die der menschliche Wille über den Körper erlangen kann, anführen, als die Übungen der indischen Yogis, der Anhänger der merkwürdigen Yoga-Philosophie, die vor 2200 Jahren von Pantanjali begründet und seit etwa 1500 Jahren dem Buddhismus angegliedert ist. Im letzten Bulletin der französischen „Société d'Anthropologie“ schildert Mme. Myrial die heroischen Körperübungen, die in diesen Sekten ausgeführt werden. Die Yogi verfolgen zugleich einen hygienischen und religiösen Zweck; es handelt sich für sie um die Erlösung, und nichts ist für die Kontemplation günstiger als die Fähigkeit, seinen Körper zu vergessen. Der Zweck ist psychologischer Art, aber die Methode ist physiologisch. Die Passivität wird am besten durch Training des Körpers erzielt. Der Schüler tut am besten, in einem Kloster oder an sonst einem günstigen Ort zu wohnen. Der sehr einfache Wohnsitz ist in der Ebene gebaut, ist von einem kleinen Stück Land umgeben und besteht aus einem Häuschen mit nur einem sehr sauberen und fensterlosen Zimmer, dessen Boden und Wände jeden Tag mit Mische bestrichen werden. Die Frömmigkeit getreuer Nachbarn liefert die Nahrungsmittel. Um die Hütte läuft ein schmaler, oben offener Gang mit einem erhöhten, breiten Sitz für die Kontemplation; ein Brunnen im Garten gibt das Wasser zum Trinken. Der Yogi hat vier Arten Übungen mit dazwischen eingeschalteten philosophischen Betrachtungen. Zuerst kommen die „Anas“, die Körperstellungen. Der Yogi übt sich, verschiedene ungewöhnliche Stellungen einzunehmen. Einige bringen es angeblich bis zu 8000. Jedenfalls gibt es mehr als 100 übliche und darunter 84 klassische. Der Zweck der „Anas“ ist, Geist und Körper zu kräftigen, denn, versichert Pantanjali, „Krankheit, Langsamkeit, Nachlässigkeit, Faulheit, Sorge um die Angelegenheiten der Welt, falsche Ideen, Unbeständigkeit des Geistes sind Hindernisse für den Yogi.“ Die „Anas“ vertreiben alle diese Hindernisse. Eine elementare ist z. B.: Man biege die Beine rückwärts, wie zum Knien, kreuze sie alsdann, und setze sich auf die umgekehrten Fußsohlen, die rechte Seite auf der linken Fußsohle und die linke Seite auf der rechten Fußsohle, und bewahre diese Stellung so lange als möglich. Bei den verschiedenen „Anas“ muß man über „Maya“ nachdenken, und die Meister versichern, daß man nach zwölf Jahren andauernder Übung bei sehr wenig Essen und sehr viel Nachdenken über die Weltseele Macht über die Materie erhält. Wenn der Schüler eine gewisse Zeit die „Anas“ geübt hat, kommen dazu die „Pranajama“, die Atmungs- oder eigentlich Nichtatmungsübungen. Er lernt, nicht mehr zu atmen, lange die eingeatmete Luft nicht auszuatmen, um die Atmung auf Minuten, Stunden und selbst Tage aussetzen zu können. Denn, sagen die Yogisten, wenn die Atmung unregelmäßig ist, wird der Geist unbeständig und geht, wohin er will. Spart man seinen Atem, so speichert man ihn auf, und die Chancen der Langlebigkeit wachsen. Dazu muß man natürlich sehr geeignete Nasenlöcher haben, und die Yogis haben ein Verfahren erfunden, um die Nasenhöhlen zu reinigen. Nach den Yogi ist der menschliche Körper eine Röhre, die ventiliert werden muß; deshalb schlucken sie Luft, damit sie durch alle Verdauungsorgane hindurchgeht, wohingegen sie von den Atmungsorganen ausgeschlossen wird. Man zwingt die Natur auf verschiedene Arten. Sehr einfach ist das Verfahren des „Sittari“. Man streckt die

Zunge zwischen die Rippen, atmet mit dem Munde Luft ein, wobei man eine Art Zischen erzeugt, und atmet durch beide Nasenlöcher gleichzeitig die Luft aus. Dadurch erwirbt man göttliche Kraft und Schönheit, wird von allen Frauen bewundert und verliert Hunger, Durst und Faulheit. Eine andere Atemübung ist, durch das rechte Nasenloch einzuatmen und durch das linke auszuatmen oder umgekehrt, und das noch in einer besonderen Stellung: der rechte Hacken in die linke Leistengegend, der linke in die rechte Leistengegend gestellt, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, mit jeder Hand die Fehen des Fußes derselben Körperhälfte ergriffen, das Kinn auf die Brust gestützt und der Blick auf die Nasenspitze gerichtet. Die gute Methode verlangt, daß der Yogi im Anfang den Atem zwölf „Matras“ lang anhalten kann, was etwa eine Minute ist. Wenn er ihn zwei Stunden lang zurückhalten kann, hat er den ersten Grad erreicht, mit zwei Tagen den zweiten Grad, und den letzten, den nichts mehr übertrifft, erreicht er mit zwölf Tagen. Während dieser Zeit des Atemanhaltens lassen sich die Fakire begraben, und einige Tage später, wenn man sie aus dem Sarg und der Erde hervorgeholt hat, nehmen sie das Leben wieder auf. Nach den „Anas“ kommen die „Mudras“, das sind vereinte Stellungen- und Atmungsübungen. Der große „Mudra“ erlaubt z. B. alles, auch Gifte aufzunehmen, ohne daß der Körper davon belastigt wird. Dazu muß man aber durch eine Art inneres Nasenloch, das von der Nasenwurzel zum Gehirn geht, atmen können. Nach den „Mudras“ kommt schließlich der „Samadshi“, die höchste Ekstase, die durch die vorhergehenden angewandten Übungen erreicht wird. Die höchste Ekstase ist ein Zustand der vollkommenen Selbstvergessenheit. Man glaubt sich mit der Weltmaterie verschmolzen, von der man sich nicht mehr unterscheidet. Das wird erreicht durch Nichtatmen, wodurch ein hypnotischer Zustand eintritt, der durch die Betrachtung eines Gegenstandes und durch Nachdenken über eine tiefgründige Formel, z. B. „Das bist Du“, oder „Ich bin Brahmane“ erleichtert wird. Dann sieht man den Äther, und wenn man die Finger in die Ohren steckt, hört man verschiedene angenehme Töne. Aber dabei unterscheidet man sich noch von der Weltmaterie. Die höchste Ekstase erreicht der Yogi nur nach jahrelangen Übungen, und in ihr „bemerkt er weder Geschmack noch Geruch, Farbe oder Geräusch, er kennt weder sich noch seine Umgebung, ist weder wach noch schlafend“.

T. Ein Wald auf der Reise. Abgesehen von dem berühmten Wald von Dunsinan ist wohl noch nie davon die Rede gewesen, daß ein Wald sich in Bewegung gesetzt hätte. Es ist den Amerikanern überlassen geblieben, auch hierin etwas Märchenhaftes in Wahrheit zu verwandeln. Ein Mann, der Geld genug dazu hatte, ließ sich in den Far Hills ein herrliches Schloß bauen, das ihm die Kleinigkeit von 10 Millionen Mark kostete. Alles fiel auch zur Zufriedenheit des Nabob aus, nur vermehrte er in der Umgebung seines Schlosses den schattenpendenden Baumwuchs. Er telegraphierte schließlich an einen erfindungsreichen Mann, John Willens, und fragte bei ihm an, ob er es wohl zustande bringen würde, ihm einen etwa 10 Kilometer entfernten Wald von sieben Hektar Größe nach seinem Schloß zu schaffen und dort wieder unbeschädigt anzupflanzen. Der Unternehmer nahm den Auftrag unter der Bedingung an, daß ihm die Kosten für jedes notwendige Mittel bewilligt würden. Dazu gehörte zunächst der Bau einer besonderen Eisenbahn von fast 10 Kilometern Länge, auf der ein Baum nach dem anderen mit möglichst großer Geschwindigkeit aus seiner Heimat nach dem neuen Bestimmungsort geschafft wurde. Es dauerte einen ganzen Monat, bis die Verpflanzung des Waldes geschehen war, aber nun hatte der Millionär in der Tat einen prachtvollen Park von alten Bäumen, unter denen sich sogar 40 mehr als hundertjährige Eichen befanden. Die Bäume hatten anscheinend unter der Reise nicht im mindesten gelitten. Allerdings hatte der Schloßpark die Kleinigkeit von 800 000 Mark gekostet, aber wozu haben denn die reichen Amerikaner ihr Geld, wenn es ihnen bei der Erfüllung von wichtigen Wünschen auf eine lumpige Million antommen sollte.

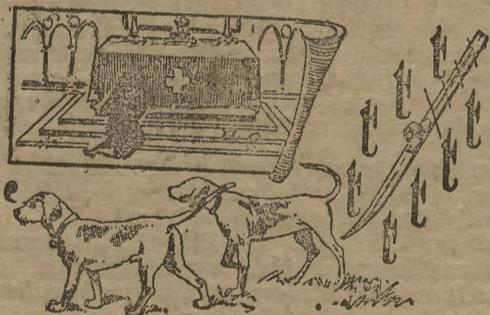
T. Ein schlangenreiches Land ist das Gebiet an den Ufern des Tanganjikasees, an den bekanntlich auch Deutsch-Ostafrika mit seinem südwestlichen Teil grenzt. Besonders gefürchtet wegen der außerordentlichen Häufigkeit von Schlangen, namentlich von großen Rithonschlangen, ist die Ebene von Karema. Die Eingeborenen verehren die Schlangen als Inkarnation ihrer Mizimus (Geister), aber die christlichen Ansiedler und auch die Zöglinge der Missionare machen sich begreiflicherweise viel mit ihrer Verfolgung zu schaffen. Es sind schon Schlangen zur Strecke gebracht worden, die über 4 Meter Länge und 15 Zentimeter im Durchmesser hatten. Im Leib der einen fand sich eine ganze Antilope vor. Für diese letzte Angabe müssen wir dem Bulletin der Mission der Weißen Brüder die Verantwortung zuschreiben, das einen Bericht von Missionaren aus jenem Gebiet mit bezug auf die Schlangenfrage veröffentlicht hat. Es ist da z. B. von einer speien-den Schlange die Rede, die oft in die Ansiedelungen eindringt und

sich unter den Ziegen ihre Opfer sucht. Sie spuckt ihr Gift dem Tier in die Augen, worauf sein Kopf unförmlich anschwillt. Die angegriffene Ziege ist rettungslos verloren und endet bald in furchtbarem Todeskampf. Das einzige wirksame Gegenmittel ist Milch, die ja überhaupt als Medikament gegen die Wirkungen so vieler Gifte gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Wenn ein Eingeborener dort von einer Schlange überfallen wird und hat keine Ziegenmilch zur Verfügung, so muß oft eine nährendere Frau ausbelfen, was angeblich zu gleichem Erfolg führt. Die genannte Zeitschrift berichtet auch von einer langen und dünner grünen Schlange, deren Biß für Menschen und Tiere stets tödlich sein soll. Ein Neger machte sich anheischig, eine solche Schlange zu fangen. Er rieb sich die Hände und den ganzen Körper mit einem Kraut ein und begab sich dann an die Stelle, wo eine Schlange bemerkt worden war, die in den Zweigen eines dornigen Busches hing. Der Neger begann sie zuerst anzureden, zu pfeifen, und ihr Blätter von jenem Kraut zuzuworfen, das er zwischen den Fingern gerieben hatte. Die Schlange befandete aber keine Neigung, sich dem Menschen anzuvertrauen, so daß dieser schließlich auf sie zuging und sie am Schwanz ergriff. Darauf machte die Schlange so starke Anstrengungen zu ihrer Befreiung, daß der Schwanz abbrach und in der Hand des unglücklichen Schlangenschwörers zurückblieb. Die Schlangenschwörer sind in jenen Gegenden überhaupt nicht selten. Ein Mann dieses Berufs stattete unlängst den Ansiedelungen der Weißen Väter einen Besuch ab. Er verkaufte Medicinen, die jeden Menschen in den Stand setzen sollten, alle Arten von Schlangen ungestraft anfassen zu können. Zwei junge Leute von 18 Jahren kauften den gepriesenen Talisman und machten sich dann voll Vertrauen gegen eine sehr gefährliche Schlange auf, die sie in der Umgebung ihres Dorfes bemerkt hatten. Das Reptil kam unmittelbar auf die Angreifer zu. Einer der Törichter wollte es sofort packen, erhielt aber einen Biß und fiel wie vom Blitz getroffen um. Der zweite ergriff die Schlange in der Tat, aber auch er wurde verwundet, vermochte sie jedoch noch bis in die Mitte des Dorfes zu schleppen, wo Mensch und Schlange zugleich niederfielen. Man mühte sich um die Wiederherstellung der beiden jungen Leute, sie starben nach wenigen Stunden unter entsetzlichen Krämpfen. Die erwähnte grüne Schlange, die sicher eine der gefährlichsten ist, wird in jenem Lande von den Eingeborenen Gwezie genannt. Der Biß ruft fast augenblicklich eine furchtbare Wirkung hervor, die zunächst einen trunkenheitähnlichen Zustand erzeugt, gefolgt von schrecklichem Erbrechen und entsetzlichen Krämpfen. Ein von dieser Schlange gebissener Mensch kann höchstens noch 100 oder 200 Schritte fortwanken und fällt dann zu Boden, um sich nicht wieder zu erheben. Selbst die stärksten Tiere wie die Büffel fallen auf der Stelle um, wenn sie von dieser Schlange gebissen werden. Das Reptil begibt sich ziemlich oft auf die Verfolgung von Menschen, und ein Entrinnen ist schwer, da es sich mit erhobenem Kopf sehr schnell vorwärts bewegt. Wieviel an diesen Geschichten wahr ist, wird sich erst bei genauer Erkundung des Gebietes ergeben. Manches ist jedenfalls sagenhaft, u. a. die Angabe, daß die letzterwähnte Schlange zuweilen, wenn sie in die Flucht gejagt wird, einen hahnenähnlichen Schrei ausstoßen soll.

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Pferd, Landbrot, Seehund, Garben, Bülow, Schleier.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinander stehende Buchstaben zu merken. Die gemerkten Buchstabenpaare müssen im Zusammenhang ein beliebtes Getränk nennen.

Scherzrätsel.

Vom Anfang nimm den Anfang,
Dann einen Teil von Rosen.
Das Dritte, leicht zu finden, —
Du siehst es bei den Rosen.

Der Schluß liegt nur im Willen,
Nie in der Tat, wem's glückt,
Das Ganze zu erraten,
Wird nicht hineingeschickt.

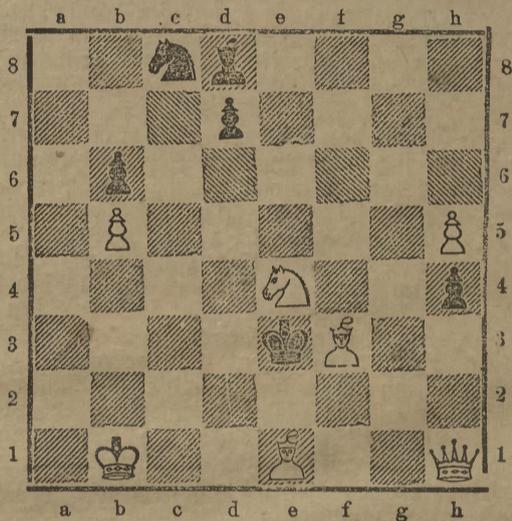
Gleichung.

$$(a-b) + (c-d) + \frac{1}{2} e = x$$

- a afrikanisches Volk.
- b türkischer Name.
- c Singvögel.
- d Metall.
- e Planet.
- x Teil des Jahres.

Schachaufgabe.

Von D. Nemo und M. Feigl in Wien.



Weiß.

(7+6)

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Auflösung des Bilderrätsels.

Sei allezeit hilfsbereit.

Auflösung des Ergänzungsrätsels.

Frija, Esche, Bogas, Sonne, Anhalt, Bogen, Wort, Anna, Ente.
Früh begonnen, halb gewonnen.

Auflösung der Charade.

Landgut.

Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenverteilung:

B. c10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, K, D.
M. a, b, cB, aA, D, 8; bA, 10, K; cA.
S. dB, a10, K, 9, 7; b8, 7; d9, 8, 7.
Stat: bD, 9.

Spiel:

1. B. c10, cA, dB (-23). V mußte c10 vorsetzen, da das blanke cA nicht bei H sitzen konnte, der Null ouvert hatte. H spielt am besten b7 nach: 2. S. b7, c7, bA. Wenn der Spieler jetzt a anzieht, verliert er: 3. M. a8, a10, dA (-21). 4. b8, a8, b10 usw. Der Spieler muß jetzt selbst mit a kommen und gibt noch einen Stich ab: aD, aK, d10 (-17) wodurch die Gegner 61 erhalten. Bei richtigem Spiel ist der Grand aber unverlierbar, da der Spieler nur vorerst seine Blätter in b und c wegschaffen muß, damit er nicht wieder ans Spiel gebracht werden kann. Dann zieht er klein a an: M. a8, a10, dA, (-21). S. d7, dA, aD (-14). Die Gegner erhalten also nur 58. Die Pointe des Gewinnens liegt somit darin, daß der Spieler in a einmal zum abwerfen kommt, und das ist nicht zu erzielen, wenn er a anbringt, ehe er sich in den andern Farben gereinigt hat.

Richtige Lösungen gingen ein von: Alfred Damm, Georg Schaffstädter, Gertrud Kleitke, Leo und Selma Hoffmann, Minna Mack, Ludwig Eichholz, Grete Prorod, Max Latrenz, Curt Boubier, Grete Jäckel, Käthe Brosemann, August Schwantes, Bromberg